

Räthsel der Liebe.

Novelle von Hermine Billinger.

Freilich wohl! witterte der Herr Pfarrer in dem Kirchlein zwischen Klein- und Groß-Au von seiner Kanzel herunter, wenn die Glode aus dem Thurme verkünden thät: Wein, Bier, Wein, Bier, da lämen die Bauern gelaufen, und keiner wollt' der Letzte sein; aber bin, ham, bin, ham, da preffirt's nicht, und jeder denkt: 's hat Zeit, 's hat Zeit! Darum, so lange die Welt steht, seid und bleibet ihr nichts anderes und besseres, als Ochsen, die man umsonst ins Ohr kneift, Amen." Nach welchem kräftigen Schlusse der Herr Pfarrer seinen Segen über die Gemeinde sprach und die Kanzel verließ.

Unter dem kleinen Portale der Kirche waren die beiden, Groß- und Klein-Au zugeheilten Pflegeknechte zurückgeblieben, die allsonntäglich im Gottesdienste zusammentrafen und zu Ende derselben, meist nach kurzer Begrüßung, wieder auseinander gingen. Heute indes schienen es die Barmherzigen bei den paar Worten nicht belassen zu wollen, sondern blieben eine gute Weile in leisem Gespräche einander zugeneigt; die kleinere, mit ihren in Frömmigkeit und Pflichterfüllung gleichsam erstarrten Gesichtszügen, gab der andern ausführlichen Bericht über den Stand der Dinge in Groß-Au, sie besonders vor dem letzten Hause im Orte warnend, in welchem zwar sehr arme, vor allen Dingen aber höchst unchristliche Leute wohnten.

Der Wirth der zweiten Schwester war hoch, von einer edlen Fülle; wie denn überhaupt die Natur an dieser Erscheinung nichts unferdig oder halb gelassen; sie hielt den Kopf gekent wie im Laufschritt begriffen, allein ihre Augen blinnten über die Sprecherin weg nach dem im Grünen besiedelten Dörfchen Klein-Au, und um den vollen Mund, dem häufiges Lachen seinen Stempel aufgedrückt, auch es von Zeit zu Zeit wie verhaltenes Zude.

„Und Ihr, Schwester Clemence,“ schloß die kleinere ihren Bericht, „was habt Ihr mir über die Leut' von Klein-Au zu sagen?“

„Es sind gute Leute“, lautete die Antwort, „Ihr dürft getrost in jedes Haus eintreten, wohin man Euch ruft, Schwester Pia.“

Und damit gingen sie auseinander. Auch die Bauern der beiden Ortsschaften, die eine zähe Geringschätzung für einander von Generation zu Generation vererbten, trennten sich, als der junge Löwenwirth plötzlich die Landstraße entlang der Schwester Pia nachstarrte und in die Worte ausbrach:

„Wetter und Hagel, was will denn die bei uns?“

„Was wird sie wollen?“ lachte ein Bursche von drüben. „Ich weilt, wir kriegen endlich auch einmal die Schwester Clemence, Ihr habt sie lange genug gehabt.“

Da machten sich die Männer von Klein-Au, ohne weiter ein Wort zu verlieren, hurtig auf den Heimweg, und wie sie so dahinschliefen, sahen sie aus, als stede ihnen allesamt eine unerfreuliche Nachricht in den Gliedern.

Der Löwenwirth war der erste, welcher im Orte ankam, und obgleich ein Fuhrwerk vor seinem Hause stand, und ihm der Knecht zurief, es sei ein Gast drinnen, nahm er nicht die geringste Notiz davon, sondern schloß um die Ecke auf das geringe Häuslein zu, dem letzten in der Seitengasse; es war das Schwesterhaus, und der Mann hatte ein Recht, hier einzutreten, denn drinnen lag sein krankes, mutterloses Kind. Er klopfte und trat über die Schwelle. Die Schwester hatte eben das Kleine aus dem Bettchen genommen; sie lächelte und sprach begütigende Worte, allein das Kind starrte sie groß an und brach dann in ein Wehgeschrei aus, daß den Anwesenden die Ohren gelitten.

„Ja, ich möcht' auch schreien“, fuhr es dem Löwenwirth durch den Kopf; „das ist ja ein verdammt Unterschied, ein verdammt!“

Laut meinte er: „So ein Kind gewöhnt sich halt an ein Gesicht; gebt's her, Schwester, ich will's ein wenig halten.“ Habt Ihr Euch einmal wollen die Leut' von Klein-Au ansehen?“

„Ich bin daher verkehrt“, gab sie zur Antwort, „und Schwester Clemence hinüber.“

„Ja, aber warum denn?“ entfuhr es dem Manne.

„Darnach fragen wir nicht, unsere Sache ist — gehorchen; was aber“, fügte sie hinzu, „thut denn der große Lehnstuhl im Zimmer? Das ist ein weltliches Möbel und kommt uns nicht zu.“

Der Löwenwirth mit seinem Kinde nahm mit einer gewissen Hast in dem Stuhle Platz.

„Ich hab' ihn heringestellt“, sprach er, „als Schwester Clemence keine Nacht zum Schlafen kam — wegen dem Kinde, sie hat mir viel geklagt — auch die Frau bis zum Tode gepflegt und mich aufgerichtet.“

„Das ist unsere Schuldigkeit“, sagte Schwester Pia.

Und wenn du mich zehn Tage hinter einander aus dem Wasser ziehen thätst, dachte der Löwenwirth, „für dich hält' ich nichts übrig.“

großen Stuhl saß und dich mit ihren Augen anlachte und aufnahm und an sich drückte und Herzele nannte, — geht, da hast du jauchzen können und dein elend'g's Körperle vergessen und auf der Welt nichts vernimmt — armer Frag, du!“

Und der Löwenwirth mußte plötzlich wieder ein paar Thränen von des Kindes Wangen wischen, obwohl es, beruhigt von des Vaters Stimme, die Augen zum Schlafen geschlossen hatte.

„Ist's wahr, Löwenwirth, ist die Schwester Clemence fort?“ hieß es aus jedem Hause, an jedem Gartenzaune, als er die sonntäglich gefegte Gasse entlang schritt.

„Ist's wahr?“ schrien die Kinder und stellten sich ihm in den Weg und hingen sich an seinen Rock.

Der Löwenwirth kam und ging und fand keine Ruhe; das Dasein schien ihm wie verdet. Er wollte den Bauern die vollen Gläser forttragen und brachte ihnen Leere; ein gerabes pphyfischer Schmerz nagte ihm am Herzen und peinigte ihn zum Verdrüßwerden. Sie zu sagen, daß er sie nie mehr mit dem Kinde aus dem Schoße im Lehnstuhl sollte sitzen sehen! Zu jeder Tageszeit war er hinübergelaufen, und was ihr der Beruf auch Schweres brachte, er fand sie immer frisch, immer heiter, und ihr Lachen war ein Herzensstreich.

Der Löwenwirth, ein großer, kräftiger Mann, der schon mit vielem im Leben fertig geworden und nach dem Tode seiner Frau, die er leidenschaftlich geliebt, die Aufzucht erhalten: „Jetzt kann meinethalben die Welt zusammenfallen!“ der Löwenwirth mußte plötzlich von dem ganzen Verzweiflung des damaligen Augenblickes nichts mehr, als daß er neben dem Lager der entschlafenen Frau auf dem Boden gelegen und Schwester Clemence plötzlich sein Haupt mit ihren beiden Händen aufgerichtet und gesagt: „Wie könnt' Ihr so loben, Mann; schaut in den Frieden dieses Gesichtes und kommt zu Euch!“

Und er erinnerte sich, daß er sich aufgerichtet hatte, daß sein Haupt an der Schulter der Schwester lehnte, und sie so miteinander gebetet hatten.

Es war aus mit seiner Besinnung. Er trant weit mehr, als ihm zuträglich war, und als der Abend kam, saß er flüsternd mit ein paar Stellen zusammen und traktierte und beschwagte sie, bis die Kraft seiner Beredsamkeit, mit Hilfe des Weines, die Gemüther behörb und gewonnen; dann mußte der Knecht ankommen. Man fuhr vor das kleine Haus in der Seitengasse und lud Schwester Pia auf, ob sie wollte oder nicht; hierauf fuhren sie gen Groß-Au, wo alles schlief und nur ein einziges Licht noch brannte in der letzten Hütte des Dorfes.

„Dort ist sie“, sagte der Löwenwirth und setzte Schwester Pia vor dem leeren Schwesterhause ab, „dort werden wir sie finden.“

Und dort war sie, wie eine Lichtgestalt aus einer Umgebung jammervollen Elends ragend. Ein Weiß, gebeugt von Arbeit, Noth und Mißhandlung, hinkte, sich fortwährend bedankend, hinter Schwester Clemence drein, die wie der Witz Ordnung schaffte, die Kinder wusch, eine Suppe kochte, den vom Schläge getroffenen Mann versorgte und es binnen kurzem dahin brachte, ihm das Umfänglichsten und Fluchen abzugewöhnen.

Nun war's still in dem dumpfen Raume; die Kinder, fünf an der Zahl, schliefen; der Mann schnarchte, und Schwester Clemence bedeutete dem armen Weibe, sich ebenfalls schlafen zu legen.

„Ich weiß seit Wochen nimmer, wie schlafen thut“, meinte diese, „am Ende hab' ich's ganz verlernt.“

„Ist denn Schwester Pia nie zur Nachtwache da gewesen?“

„O, was denkt Ihr, die ist gar fromm, und bei uns ist Geschimpf und Gestuld' alle Tage! Als meine Schwester starb und die drei unversorgten Kinder hinterließ, zog ich hier in's Haus, um mich der Kleinen anzunehmen, — ich dachte ja nicht, daß ich's so schlecht haben würde!“

„Seid Ihr verheirathet oder führt Ihr dem Manne nur die Wirthschaft?“

„Verheirathet?“ wiederholte die Frau auffachend, „o nein, zum Heirathen hab' ich ihn lang nicht lieb genug gehabt!“

„Wie meint Ihr das?“ fragte die Schwester. „Ihr haltet doch aus bei dem Manne, und er scheint ein großer Gesell zu sein?“

„Groß?“ lächelte das Weib, „das ist noch viel zu gut für so einen. Der haut mich, wenn er mich sieht, und ich schaff' thut er auch nichts, weil er mit allen Leut' Handel kriegt, aber zum Verlassen dauert er mich, den nimmt ja keine, und verhungern thät er auch, wenn ihm Niemand eine Supp' kocht; er ist halt ein schlechtes Gemüth, aber die Kinder hat er gern und so halt' ich aus, 's muß doch ein's für ihn sorgen, zum Tommo' haben ist man ja nicht auf der Welt — aber zum Heirathen, nein, dafür hab' ich ihn nicht lieb genug, da hält' ich ja vor dem Altar lügen müssen, wenn mich der Herr Pfarrer d'rum gefragt hätt.“

Schwester Clemence zog das Weib, dem die schweren Augenlider immerfort zufielen, näher an sich heran, bettete das Haupt der Bräuen in ihren Schooß. So saß sie, die einzige Wache, und die Stunden rannen ihr dahin wie Minuten. Sie war in dies Haus getreten mit einer Seele voll Wirthsal und Rimmerlichkeit, all' ihr Denken und Lieben zurücklassend bei dem Kinde, das sie mit Müß' und Noth dem Tode abgerungen, bei dem Manne, an dessen Umgang ihr Herz

gehangen. Nun kam's wie Friede über sie beim Anblick der schlafenden Dulderin, die „alles ertrag und alles überstand“, in ihrer Einfalt nicht wissend, daß sie damit die Liebe, die sie leugnete, in ihrer höchsten Gewalt ausübte.

„Und das, was in mir hämmert und pocht, was mir die Ruh' nimmt und den Frieden“, fragte sich Schwester Clemence, „und meine Seele trant macht zum Sterben, was ist das?“

Sie barg das Antlitz in den Händen, in ihrer Rathlosigkeit nicht bemerkend, daß sich die Thür geöffnet. Im nächsten Augenblick stand der Löwenwirth in der Stube. Sein sonst lebhaft gefärbtes Gesicht war tief bleich, und seine Lippen bebten, als er die Worte sprach:

„Wir sind gekommen, Euch zurück zu holen, Schwester Clemence, wo Ihr hingebört.“

„Löwenwirth“, flammelte sie, „seid Ihr bei Trost? Geht heim um des Himmels willen!“

„Nicht ohne Euch und müßt' wir's bei den Groß-Auern mit Noth und Todtschlag durchgehen.“

Schwester Clemence erhob sich; sie ließ das Haupt des fest schlafenden Weibes sanft auf das Lager des Mannes gleiten und trat vor's Haus. Als sie in die erregten, weinigen Gesichter der Bauern sah, die sie mit unterdrücktem Freuden- geschrei umringten, merkte sie, daß hier nichts mit Vernunft auszurichten war und eine Weigerung nur zum Schlechten dienen konnte.

„Hände weg“, sprach sie und flieg in das Gefährt. Die Männer nahmen eilig Platz, und so ging's durch die Nacht. Mit dem Taumel der Weinigen aber war's vorbei; ernüchtert, in stummer Ehrfurcht starrten sie auf ihren Raub hin, und hoch aufgerichtet, strengen Blickes, sah Schwester Clemence in der Männer Mitte, die Hände in die weiten Ärmel ihres Gewandes bergend.

Vor dem Schwesterhause in Klein-Au wurde ausgezogen; die Bauern trakteten sich heim; der Löwenwirth trat mit Schwester Clemence über die Schwelle; drinnen machte er Feuer, mit Händen, die wie Epenlaub zitterten; sie war zum Bettchen geschritten und hatte das Kind herausgenommen, odgleich es schlief; nun nahm sie in dem hohen Lehnstuhl Platz, und der Löwenwirth stellte das Licht neben sie auf den Tisch.

„Gottlob, daß ich Euch wieder da sitzen seh“, flammelte er und starrte auf das Kind.

„Ihr habt eine große Dummheit gemacht, Löwenwirth“, sprach Schwester Clemence.

„Das ist mir all' eins“, unterbrach er sie, „wenn man einmal steht, daß man ohne einen Menschen nicht leben kann, so befindet man sich nicht lang!“

„Und rennt ihn und sich ins Unglück, fiel sie ihm ins Wort.“

„Ich kann nicht anders“, schluchzte der starke, gewaltige Mann auf, „ich laß' nicht von Euch, — und müßt' ich mit der Heugabel vor Eurer Thür Wack' halten!“

„Ruhig“, wehrte sie, „Ihr wecht das Kind.“

„Aber es ist ihn hin: „Habt Ihr denn kein Herz, fühlt Ihr nicht, wie's in mir brennt, könnt' Ihr nicht begreifen, was Liebe ist?“

Da erhob sie sich: „Ich hab's begriffen, Gottlob, aber Ihr nicht, Löwenwirth, den Ihr fucht bloß das Curige; Ihr denkt nicht an mein Elend, an mein Leid und meinen Jammer; Ihr denkt nur an Euch, Euer Verlangen, an Eure Wünsche, und das ist die Liebe nicht, wie sie Gott der Herr verlangt von uns Menschen, wie sie uns heul' verlinkel worden vor der Kanzel. Denn wenn ich mein Gelübde vergeße, und Ihr vergäße, wer ich bin, so kam's das Verderben über Euch und mich, und wir könnten uns nichts Schlimmeres antun, als wenn wir uns hätten. Ich hab' es bemerkt, noch vor Euch, daß unser Zusammensein kein Gut mehr thät und bin um die Verheißung eingekommen; ich bin in Wirthsal und Traurigkeit aus diesem Hause geschieden, aber als ich drüben ankam, ersah ich mich in der elendigsten Hütte die Gnade Gottes. Und darum bin ich ruhig aufgetreten und mit Euch gefahren, weil ich wußte, der Löwenwirth läßt mich wieder gehen, wenn ich mit ihm getred.“

Sie drückte das Kinderköpfchen einen Augenblick gegen die Wange und reichte das Kleine dem Manne hin, dann schritt sie zur Thür. Aber schon stand der Löwenwirth da, kaum fähig, zu sprechen; mit glühenden Augen, das Kind im Arm, versperre er ihr den Ausgang.

„Die Lieb', so wie sie in meinem Herzen brennt, daß ein Mann wie ein Baum fast zusammenbricht, die hat das höchste Recht, die ist so groß.“

„Noch lange nicht groß genug, Löwenwirth“, unterbrach ihn Schwester Clemence, die gefalteten Hände wie beschwörend gegen ihn ausstreckend, „erst wenn Ihr Euer Herz bezwingt und mich meine Wege gehen laßt, dann liebt Ihr mich so, wie ich Euch liebe, dann ist mir Eure Liebe groß genug.“

Unsere Sommerwohnung.

Humoreske von Eugen Jolani.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß manche Frauen nicht recht gesund sind, wenn sie sich nicht beim Herannahen der schönen Jahreszeit trant fühlen, und das alte Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath, heißt in unsere moderne Sprache überfetzt: Kommt die Frühjahrszeit, so kommt der Sanitätsrath, um eine Baderkur zu verschreiben!

Da ich diese leidige Thatsache kenne, so sage ich, um mit ihr in gleicher Weise wie mit meinen Geld- und Geschäftsvorfällen zu rechnen, sobald die Verhältnisse sich ändern, zu meiner Gattin: „Fräuzel, in diesem Jahre sei, bitte, so freundlich, deine Migräne und sonstigen Leiden derart einzurichten, daß wir von einer größeren Erholungskreise Abstand und mit einer Sommerwohnung in der Nähe der Stadt vorlieb nehmen können. Du nimmst dort das Mädchen mit hinaus und führst deine Wirthschaft wie in der Stadt, und ich brauche meine geschäftliche Thätigkeit nicht ganz so zu unterbrechen, wie durch eine Reise ins Bad. Ich nehme meinen Photographierapparat mit, wir genießen die frische Luft und können uns besser erholen, als im Kurort, wo durch die Reifestrapagen, das gefüllte Leben und den Riß, den sich ein Badeaufenthalt in den Geldebeutel zu machen pflegt, immer ein gut Theil der ganzen Sommererholung bald wieder drauf geht!“

Merkwürdigerweise hatte diesmal meine liebe Frau nichts einzunenden und war ohne jeden Widerspruch mit mir einverstanden. Wir machten uns daher eines schönen Sonntags auf, um in einem der besseren Vororte der Stadt eine Sommerwohnung zu suchen.

Ich ging dabei sehr vorsichtig zu Werke. Ein Bekannter hatte mir einmal erzählt, daß ihm beim Mieten einer Sommerwohnung von der Vermietlerin gesagt wurde, daß zur Wohnung auch eine Gartenlaube geföre. Als er aber dann die Wohnung bezog, war nicht einmal ein Garten vorhanden, geschweige denn eine Laube, und auf seine beschiedene Anfrage bei seiner Logisgeberin über diesen scheinbaren Widerspruch zwischen den Versprechungen und den Thatsachen wurde er auf einen Schrank in der Wohnung hingewiesen, in welchem sich — ein alter, zerlesener Jahrgang der illustrierten Zeitschrift „Gartenlaube“ befand.

Durch solche Erfahrung meines guten Bekannten gewöhigt, mietete ich keineswegs gleich irgend eine Wohnung, sondern sah mir erst das Drum und Dran sehr genau an. Schließlich fand ich ein bezügliches Sommerheim, wie ich es mir gar nicht besser wünschen konnte. Selbst meine Frau hatte rein gar nichts daran auszusprechen und war ganz entzückt. Es war eine aus drei Zimmern bestehende Wohnung zu ebener Erde mit Küche und Mädchenkammer. Aus dem mittelsten der Zimmer trat man auf einen Balkon, von dem man eine prächtige Aussicht auf die weite Thalebene hatte, und da hier Nachmittagsruhe war, so war uns auch noch die ausschließliche Benutzung einer wirklichen Gartenlaube zugesichert, die auf der Morgenseite des kleinen Landhäuschens stand und die uns einen schattigen Aufenthalt genähren konnte, wenn über dem Balkon die Sonne lagerte.

Der Garten war ja nicht sehr groß, aber doch für uns Städte immerhin groß genug, und an denselben grenzten Wiesen und Felder, über die vom Balkon aus unser Blick in die Ferne schweifen konnte. Hier ließen sich Aufnahmen machen! Meine Freunde, die sich bisher meiner noch jungen Dilettantenkunst gegenüber etwas zurückhaltend benommen, sollten einfach staunen!

„Du, hier mietest wir!“ flüsterte mir meine Frau zu, und ich erwiderte ganz laut: „Ja, hier ist es entzückt, das gefällt mir Alles sehr gut!“ — welche Aeußerung mir einen strafenden Blick von meiner Frau zuzog, die wohl nicht falsch annahm, daß mein allzu lautes Lob für mich kostspielig werden könnte.

Inzwischen war die Vermietlerin bescheidener in ihren Ansprüchen, als wir angenommen hatten, und so lebten wir bald als Miether jenes entzückenden Sommerheims in die Stadt zurück, und meine Frau erklärte mir ein über das andere Mal, wie froh sie darüber sei, daß sie mich in diesem Jahre bestimmt habe, von der kostspieligen Sommerreise Abstand zu nehmen, denn wir würden uns in der herrlichen Sommerwohnung weit besser erholen.

„Da bleibst du“, so schloß meine Gattin ihre begeisterten Worte, „so lange es nur irgend die Witterung erlaubt!“ Mandmal ist sogar der Anfang November noch ganz schön in der Sommerfrische. Wir haben zwar nur bis zum ersten Oktober gemietet, aber den Oktober und November über sind die Vermietterinnen von Sommerwohnungen so billig, daß man sozusagen für ein Butterbrot dort wohnen können. Mich bringt's du so bald nicht in die Stadt wieder hinein, wenn ich mal drauhen bin, Maxel!“

Na, ich war denn auch ganz glücklich, und zum ersten Mal zogen wir hinaus in unser Sommerparadies, von dem wir bis zu diesem Tage in den Nächten geträumt und an den Tagen geschwärmelt hatten. Und als wir in unserem neuen Heim, wohin wir am Nachmittage gelangten, anlangen und es uns daselbst bequem machten, freundlich von der Wirthin begrüßt, die auf dem Gesicht das lebenswürdigste Lächeln und in der

Hand ein Sträußchen Frühlingsblumen für uns hatte — da waren wir ganz glücklich im Vergnusse des herrlichen Sommers, den wir nun erleben würden.

Und so traten wir voll Glück und Herzgenügsamkeit auf den schönen Balkon.

„Aber was war das? Von der schönen, prächtigen Aussicht, die es uns beim Mieten der Wohnung so angethan hatte, war nichts zu sehen, denn durch den Garten und über einen Theil der Wiesen waren über die Kreuz und die Quer Wäscheleinen gezogen und auf denen flatterten uns im leichten Frühlingswinde Laken und Hemden und andere derartige Wäscheleinen, die ja an sich in ihrer neuverwaschenen Reinheit einen vollkommen ästhetischen Anblick gewährten, die jedoch nach meiner Gattin und meiner Ansicht hier die Landschaft nicht verschönten, uns den Gesichtskreis in unverantwortlicher Weise verengerten und auch kaum geeignet waren, im Bilde als Muster meiner Kunst zu prangen.“

„Wir haben's heute mit unserem Einzug, scheint mir, schlecht getroffen“, sagte ich zu meiner Frau; „unsere Frau Wirthin hat heute Wäsche!“ Meine Frau aber hatte als tüchtige Hausfrau einen richtigen Einblick in die Verhältnisse gewonnen. Sie sah sofort, daß die dort im Garten hängende Wäsche unmöglich sämmtlich der einfachen Besitzerin des kleinen Landhäuschens gehören könne. Meiner Gattin tüchtliche Ahnung, daß wir im Hause einer Wäscherin gemietet und wir daher vom Balkon den Anblick auf frische, saubere Wäsche öfter haben würden, als auf die minder saubere, aber weit interessanterer Landshaft, sollte uns nur zu bald zu tüchtlicher Gewisheit werden.

Unsere lebenswürdige Logisgeberin erzählte uns mit dem gleichen freundlichen Lächeln in den Zügen, das sie bei unserem Empfange gehabt, daß nicht nur sie, sondern die meisten Bewohnereinnen des Vorortes dem sehr nützlichen Gewerbe des Wäschens obliegen, und hielt meiner Frau einen längeren, für diese ungemünz interessanten Vortrag über die Nützlichkeit des Bleichens der Wäsche, welches man in der Stadt unterbreiten müsse, weshalb sehr viele Herrschaften in der Stadt ihre schmutzigen Wäsche da drauhen waschen lassen.

„Dann hängt uns also die Wäsche da täglich vor der Nase?“ warf ich schüchtern ein.

„Ach, nee, täglich nicht; am Sonntag hängen wir nicht auf! Und manchmal kommt's ja auch vor, daß wir in der Woche keine Wäsche haben. Im Sommer ist ja stille Zeit für uns, da reisen ja die feinen Herrschaften in die Bäder!“

Und die minder feinen, ergänzte ich in Gedanken, kommen hierher in die Sommerwohnung.

Nachdem wir uns von der Unterhaltung mit unserer lebenswürdigen Wirthin in unsere Wohnung zurückgezogen hatten, sagte meine Frau: „Jetzt erscheint mir unser Sommerheim schon nicht mehr so herrlich!“

„Fräuzel“, tröstete ich sie, „um so schöner werden wir nun an den Sonntagen die Aussicht finden! Ich hätte ja auch nicht ewig photographiren mögen. Und wir haben auch noch die schöne Laube im Garten, die uns auch ein idyllisches Plätzchen bietet.“

So gingen wir denn immerhin recht zufrieden zur Ruhe und schliefen — wie man die erste Nacht in einem neuen Heim zu schlafen pflegt. Wenigstens ich wälzte mich bis in den frühen Morgen hinein und konnte erst in einen ruhigen Schlaf kommen, als die Dämmerung des Morgens schon einbrach. Raum aber, wenigstens so schien es mir, war ich eingeschlafen, so wurde ich durch ein durcheinandergeräusch aufgeweckt. Was war das? vielstimmig klang es an mein Ohr:

Einmal drei ist drei; Zweimal drei ist sechs; Dreimal drei ist neun; Viermal drei ist zwölf, u. s. w.

Bald war ich mir darüber klar, daß wir wohl in aller nächster Nähe der Dorfschule wohnen und die kleinen Studenten derselben jetzt Rechenstunden haben müßten. So war es in der That, wie ich mich später überzeugte. Und so war es vom ersten Tage an jeden Tag in der Woche. Von 7 bis 10 Uhr hatten die männlichen kleinen Individuen des Dorfes Unterricht, und von 10 bis 1 Uhr die Mädchen. Sie hatten zwar nicht immer Rechenstunden, aber fast immer hörten wir ihre Uebungen bis zu uns herüber, denn die beiden Klassen des Ortes, die in zwei Klassen lehrten, schienen sich verabredet zu haben, bald die eine Klasse und bald die andere bei offenen Fenstern die Weisheit sozusagen auf den Markt schreien zu lassen. Bald hörten wir es zu uns herüber:

Ich gebe, du gibst, er giebt, ihr gebet, ihr gebet, sie geben.

Bald fragten fröhlich Kinderstimmen nach bekannter Melodie: „Weißt du, wie viel Sternlein sehen?“ Und bald waren es die Rägdelein und bald waren es die Knäblein, die so rechneten und gaben und sangen.

Diesmal war es meine Frau, die mich tröstete, daß der Sonntag auch dieser Sommerwohngensfreude ein Ende machen würde.

„Und so erwarteten wir den mit doppelt frohen Empfindungen den ersten Sonntag in der Sommerwohnung. Als wir uns am Samstag Abend zur Ruhe begaben, sagte ich zu meiner Frau: „Fräuzel, morgen ist keine Schule, da werden wir nicht in unserm Morgen schlaf gestört! Morgen bleibe ich bis neun Uhr im Bett!“ Und meine Frau antwortete: „Maxel, morgen hängt keine Wäsche im Garten; da stehe ich um sechs Uhr auf um mich an der Aussicht zu erfreuen!“

Der Sonntag Morgen kam heran; meine Frau stand in der That schon um sechs Uhr auf und trat auf den Balkon hinaus, kam aber, wie ich mich überzeugte, denn ich war vom Geräusch des Thüraufmachens aufgeweckt worden, sehr bald zurück und legte sich nieder und wollte weiter schlafen. Ein halbes Stündchen ging's auch noch, dann aber konnte sie nicht mehr schlafen und ich auch nicht mehr, denn nun brauste durch die Lüfte der Chor der Sonntags-Ausflügler, die aus der Stadt in Scharen zu Landpartien durch den Vorort zogen und ihre munteren Weisen so laut in die Morgenluft hinausschmetterten, als ob sie mit der Behauptung recht hätten, die eine dieser Scharen aufstellte, indem sie im Chore sang: „Ich bin allein auf weiler Flur!“

Nachdem ich mich eine Weile lang auf meinem Lager hin und her gewälzt hatte, rief ich meiner Frau zu: „Du, heute halte ich's erst recht nicht im Bette aus! Wir wollen doch aufstehen! Ich will meinen Apparat fertig machen; laß du inzwischen den Kaffee auf den Balkon bringen.“

„Du, das geht nicht!“ „Wasbal denn nicht?“ „Nun, geh' nur hinaus! Dann wirst Du es schon merken!“ Ich leitete mich an und ging hinaus und — merkte es. Es war eine prächtige Aussicht hier vom Balkon aus, eine herrliche Aussicht, die leider durch den Umstand an Reiz entschieden verlor, daß es hier augen gar so überlufte. Auf den Wiesen nämlich lagerte in aller Ruhe eine Viehherde; und die Felder ringsumher mochten ganz frisch gebüßt worden sein.

Und diese übeln Gerüche hatte die ganze Woche über der von uns in Gedanken oft geschmähte doppelte Wäschevorhang von unseren Niesorganen ferngehalten! Nein, hier auf dem Balkon konnte man es nur aushalten, wenn unsere lebenswürdige Gastgeberin Wäsche aufgehängt hatte!

Ich füge nur noch hinzu, daß meine liebe Frau um alle Schätze der Welt nicht zu bewegen gewesen wäre, sich noch einmal in die Laube zu setzen, nachdem sie in einer Entfernung von zwei Metern daselbst hatte eine Ratte laufen sehen, und daß sich bei nahe täglich noch andere ähnliche Freuden der Sommerwohnung zeigten. Auf dem Herde in der Küche ließen sich nur ganz einfache Mahlzeiten bereiten; auf anständige Restspeisen, die unsere aus Böhmern stammende Köchin so gut zu bereiten wußte, mußte ich zu meinem Leidwesen hier ganz verzichten, und zudem boten die Geschäfte des Vorortes, die Schlächter, Kolonialwaarenhändler u. s. w., so schlechte Waare, daß selbst das Wenige, das man hätte in der Küche gut zubereiten können, oft ungenießbar war.

„Nein“, sagte ich bald darauf zu meiner Frau, als wir eines Sonntags im engen Stübchen, bei verschlossenen Fenstern und Thüren, damit Gebrölle und Gerüche nicht zu uns dringen konnten, uns bemühten, zu Mittag ein zähes Stüd' Kohlleder zu verzehren, das der Schlächter meiner Frau als Restspeise geschickt hatte — „nein, hier halte ich's nicht mehr aus.“ Ich rede heute noch mit unserer Wirthin, ob sie nicht anderweitig die Wohnung vermieten kann!“

Ich that es auch sofort nach Tisch, und eine halbe Stunde später hing am Hause ein Zettel heraus, der verkündete, daß eine Sommerwohnung zu vermieten sei, und zwei Stunden darauf sahen sich Ausflügler unser Logis an und freuten sich der herrlichen Aussicht vom Balkon aus und mieteten die Wohnung bis zum 1. Oktober.

„Wahrscheinlich“, sagte die Frau zur Vermietlerin, „bleiben wir sogar noch länger, denn der Oktober hat ja oft noch herrliche Tage.“

„Ja, oft sogar noch der November!“ rebete ich hinein mit unterdrücktem Lachen.

Und anderen Tages rüsteten wir uns zur Heimkehr in die Stadtwohnung. Unterwegs aber sagte meine Frau: „Siehst du, Maxel, hättest du auf mich gehört, so wären wir gleich in einen Kurort gefahren. Nun haben wir doppelt Koffen; erst die Sommerwohnung und nun noch die Reise in's Bad!“

„Aber, Fräuzel, du denkst doch nicht, daß wir jetzt noch...“

„Aber natürlich, Maxel! Wir müssen uns doch von den Strapazen der Sommerwohnung erholen!“

„In der That?“

„Ja, an verstorbenen Meister.“

Bo's harte Variante.

„Nun, wie gefällt es Dir denn in meinem alten Schloße?“

„O, Du bist ja mit allem Komfort bei — Vorzeit eingetrichtet.“